

# Sollen wir wirklich alles verzeihen?

Mozarts letzte Oper wirft bei den Salzburger Festspielen Fragen auf

Von Siegfried Schibli, Salzburg

Am Ende seines kurzen Lebens schrieb Mozart 1789 eine Nummernoper in der alten, fest im Barock verankerten Form der Opera seria nach einem 57 Jahre alten Text von Pietro Metastasio, den zuvor schon andere Komponisten verworfen hatten: «La clemenza di Tito». Dieses Werk, in dessen Zentrum der gutmütig einen Aufstand verzeihende römische Kaiser Titus Flavius Vespasianus steht, war eine Hommage an Kaiser Leopold II., der 1791 in Prag als böhmischer König gekrönt wurde und es gern sah, wenn er mit einem grossmütigen antiken Vorbild verglichen wurde. Wenngleich der «Titus» nie die Popularität der kurz davor entstandenen «Zauberflöte» erreichte, gilt er doch unter Mozartianern als ausserordentlich differenziertes Bühnenwerk.

In der Salzburger Festspielhochschule haben sich zwei profilierte Künstler der Opernszene dieses unzeitgemässen Werks angenommen: der amerikanische Regisseur Peter Sellars und der im sibirischen Perm wirkende griechische Dirigent Teodor Currentzis. Ihnen vertraute die Festspielleitung die in jeder Hinsicht repräsentative erste Premiere des Sommerfestivals an. Das Wagnis, das sie damit einging, hat sich gelohnt: Man erlebte am Donnerstag eine musikalisch hochkarätige, szenisch mindestens diskutabile Aufführung, die dem Publikum ans Herz ging.

## Nur kein Mittelmass

Currentzis, designierter Chefdirigent des SWR-Sinfonieorchesters, ist ein Feuerkopf, der mit seinen Plattenaufnahmen der drei Da-Ponte-Opern von Mozart gezeigt hat, dass ihm nichts so zueinander ist wie das Mittelmass. Wenn er musiziert, ist die Übertreibung nicht die Ausnahme sondern die Regel. Dynamische Kontraste werden voll ausgefahren, die Tempi sind nicht selten extrem langsam oder extrem rasch, die Artikulation überdeutlich. Ausdruck ist sein oberstes Ziel, Masshalten kennt er nicht.

Mit seinem Salzburger «Titus» hat Currentzis mit seinem Orchester und Chor der Permer Oper wahrscheinlich den ganz grossen internationalen



Unter Terrorverdacht. Willard White's Publio hält Marianne Crebassa (Sestio) mit Soldatenhilfe in Schach. Foto: Rüdiger

Durchbruch geschafft. Seine Mannschaft agiert so diszipliniert und dabei musikalisch so homogen, dass es eine Freude ist. Die historischen Instrumente klingen herrlich farbenreich. Zudem hat Currentzis eine Sänger-Crew zusammengesammelt, die ohne Stars auskommt und gleichwohl keine Schwachstellen aufweist.

Das Werk verlangt nur sechs Solisten plus einen Chor. Auf der breiten Salzburger Bühne erlebt man sechs Charakterdarsteller, sechs Stimmen, sechs singende Individuen und doch ein Ensemble aus einem Guss. Der Tenor Russell Thomas ist der stimmungswaltige, schauspielerisch agile Kaiser Titus, dessen langsames Dahinsiechen nach

einem Attentat den ganzen zweiten Akt der Oper andauert. Seine Braut Vitellia wird von der südafrikanischen Sopranistin Golda Schultz (mit leicht unterbelichtetem tiefem Register) verkörpert. Christina Garsch ist mit leuchtendem Sopran die Servilia, die vorübergehend neue Kaiserin werden sollte, sich aber mit Annio (Jeanine De Bique) verbindet. Titus verzeiht auch das und lässt sie ihr Leben leben – ja, er lobt sie sogar für ihre Offenheit.

Marianne Crebassa singt in einer Hosenrolle ausserordentlich stimmstark und in jeder Körperlage, selbst im Liegen, souverän den Sesto und wird zurecht umjubelt. Schliesslich der Titus treu dienende Publio, dem Willard

White seinen profunden Bass leiht. Currentzis hat das Werk leicht gekürzt, dafür aber einige Stücke der späten geistlichen Musik Mozarts eingefügt, die im musikalischen Charakter erstaunlich gut passen. Den Schluss des Opernabends macht nun die «Maurerische Trauermusik» von Mozart: ein stiller, unspektakulärer Opernschluss, weit entfernt vom herrschaftlichen Pomp des originalen «Titus»-Finales.

## Fragwürdiger Vergleich

Vier der sechs Sänger sind dunkelhäutig, und das ist mehr als ein Besetzungszufall. Regisseur Peter Sellars sieht in der Person des Kaisers Titus, der seinen Angreifern verzeiht

und sie von der Todesstrafe verschont, eine Analogie zu Nelson Mandela. Dieser habe, so Sellars, seine Gegner zu verzeihen versucht und ihnen letzten Endes verziehen. Eine fragwürdige Analogie, denn Mandela wurde ja nicht körperlich lebensgefährlich verletzt, wie es Titus geschah. Eher wäre an Martin Luther King zu denken, der allerdings nicht die Möglichkeit hatte, seinem Mörder zu verzeihen. In der Salzburger Inszenierung liegt Titus während des gesamten zweiten Akts in einem Spitalbett, bäumt sich schmerzverzerrt auf und stürzt am Ende zu Boden. Er stirbt, nachdem er seinen Gegnern – darunter auch seine Braut Vitellia – verziehen hat.

Der Chor wird von Sellars so geführt, dass man unwillkürlich an die Massen von Migranten denkt, die heute aus arabischen Ländern und aus Afrika nach Europa strömen – darunter auch Terroristen, die bewusst eingeschleust werden. Bemerkenswert ist Sellars' Aktualisierung, mit welcher er die Interpretation nahelegt, das Problem der westlichen Gesellschaften mit dem Terrorismus liege darin, dass «wir» den islamistischen Aggressoren nicht verzeihen könnten. Um seine radikal pazifistische Haltung deutlicher zum Ausdruck zu bringen, schreckt Sellars nicht vor Eingriffen in den Text zurück. Zwar nicht in den gesungenen, wohl aber in den in den Übertiteln lesbaren und in den im Programmheft abgedruckten Wortlaut. Während sich Sesto im Original bezieht, ein Verräter zu sein («traditore»), ist im deutschen Text von «Terrorist» die Rede. Eine Zuspitzung, die an Textverfälschung grenzt.

Nicht verfälschend, sondern schlicht dekorativ und überflüssig wirken die zwölf Skulpturen, die der Künstler George Toppin auf die Bühne hat stellen lassen und die von Fall zu Fall im Boden verschwinden oder auch mal farbig beleuchtet wieder auftauchen. Gar keine Requisiten wären die billigere Lösung gewesen. Gleichwohl langer und herzhafter Applaus in der ausverkauften Festspielhochschule.

Weitere Vorstellungen: 30. 7., 4., 13., 17., 18. und 21. 8., Salzburg, Festspielhochschule. [www.salzburgfestival.at](http://www.salzburgfestival.at)

# Die Motive der Maler

Rundgang durch die Galerien Marc de Puechredon, Carzaniga und Mollwo

Von Annette Hoffmann

**Basel/Riehen.** Dass Dimitri Horta in Zürich lebt, spielt für seine neue Serie der «Seesichten» in der Galerie Marc de Puechredon durchaus eine Rolle. Seen haben ihn immer begleitet. Manche seiner Bildtitel legen nahe, dass der Protagonist seiner oft grossformatigen Arbeiten der Zürichsee ist. Doch natürlich ist eine solche Ineinssetzung zu eindeutig.

So wie ihn Horta darstellt, präsentiert sich uns der See nie. Man muss an japanische Holzschnitte denken oder zumindest an den Japonismus, wenn man diese stark stilisierten Landschaften betrachtet. Das Dekorative gehört zum Wesen dieser Bilder. Elfenbeinfarbener Röhrich oder gefiederte Blütenstände dominieren nicht selten die Kompositionen, die gleichermassen durch abstrakte wie auch gegenständliche Elemente geprägt sind.

Bevor es zu realistisch werden könnte, setzt Horta pastellfarbene Farbflächen auf das Bild. Man kann den Standpunkt des Betrachters nie eindeutig ausmachen: Befindet er sich am Ufer oder im Wasser? Hinzu kommt, dass der Maler seine Bilder mit einer Harzschicht überzieht, diese aber so unregelmässig auf die Leinwand schüttert, dass an manchen Stellen die Ölfarbe frei bleibt, an anderen sich eine feste Kruste bildet. Das sieht aus wie Wassertropfen auf einer glatten Oberfläche.

## Kriegsschiff Europa

Die Ausstellung in der Galerie Carzaniga gleicht einer Wundertüte. Was einerseits einen Überblick auf das Galerieprogramm gibt, steckt andererseits voller Entdeckungen. So ist die Baslerin Irène Zurkinden vertreten, etwa



Freundin verewigt. Irène Zurkindens Porträt von Meret Oppenheim.

mit Zirkus- und Theaterszenen, aber auch mit einem Porträt ihrer Freundin Meret Oppenheim von 1932. Und natürlich ist wiederum eine Arbeit von Meret Oppenheim zu sehen, es ist eine Zeichnung aus den 60er-Jahren mit mehreren, von blauen Balken durchzogenen Kreisen. Die Ausstellung ist zum überwiegenden Teil thematisch gehängt, es gibt Schwerpunkte mit Stadtansichten sowie Interieurs und Landschaften. Zu den jüngsten Werken dürfte «Europa» des Mailänder Künstlers Alessandro Spadari von 2011 gehören. Das Sujet, ein Kriegsschiff, das bedrohlich durch ein verhangenes Grau gleitet, gibt ein düsteres Bild des Kontinents wieder.

Zu den ungewöhnlichen Stücken der Schau zählen ein sehr schmales Querformat von Coghuf aus dem Jahr 1956, das ein frisch gepflühtes Feld mit niedri-

gem Horizont zeigt, sowie eine Arbeit des Beat-Poeten William S. Burroughs, der sich auch als bildender Künstler als experimentierfreudig erweist.

## Der Himmel klart auf

Wer sich mit dem Himmel als malesrisches Phänomen auseinandersetzt, ist nicht allein. Nicht ohne Grund hat Helene B. Grossmann in der Riehener Galerie Mollwo eine Werkgruppe «In the Footsteps of Turner» genannt. Und gross sind diese Fussabdrücke, in denen die Malerin steht, ja wirklich.

Grossmann hat noch vor der Wende an ihrem Geburtsort Dresden Malerei studiert und arbeitet in München und in der Schweiz. Ihre Bilder suchen die Entgrenzung von einem Motiv und stellen nichts anderes als Licht und Farbe dar. Doch ob es sich nur um eine Lichtquelle handelt, ist nicht immer so sicher. Man kann in diesen Bildern einen sich aufklarenden Himmel erkennen, oft jedoch scheinen Wasser und Himmel eins, und manchmal glaubt man eine spiegelnde Oberfläche vor sich zu haben. Vier Werke sind nach Smetanas «Moldau» benannt, Ocker- und Blautöne zerstäuben in einem nicht näher zu bestimmenden Weiss. Und vielleicht kann Malerei ja durchaus Musik sein. Aber sie ist immer auch Technik. Helene B. Grossmanns Bilder entstehen durch ein langwieriges Schichten von Farbe, erst das Moment der Zeit lässt sie derart nicht-materiell scheinen.

**Marc de Puechredon**, Basel. Bis 26. 8. Sa 10–15 Uhr, Di–Fr 14–18.30 Uhr. [www.puechredon.com](http://www.puechredon.com)  
**Galerie Carzaniga**, Basel. Bis 12. 8. Sa 10–16 Uhr, Mo–Fr 9–18 Uhr. [www.carzaniga.ch](http://www.carzaniga.ch)  
**Galerie Mollwo**, Riehen. Bis 13. 8. Sa 11–17 Uhr, Di–Fr 14–18 Uhr.

# Ein Wunderkind im Instrumentenpark

Jacob Collier verausgibt sich am Stimmen-Festival

Von Michael Gasser

**Lörrach.** Jacob Collier verfolgt immer mehrere Ideen gleichzeitig. Gemäss der Devise: Warum einfach, wenn es auch komplex geht? Bei seinem Auftritt am Stimmen-Festival tritt der Musiker wie für ihn üblich solo auf, und klingt wie ein halbes Orchester.

Der Brit trägt im Lörracher Rosenfeldpark regenbogenfarbige Fluderhosen, sieht aus wie das Mitglied eines Knabenchoirs im Feiermodus und betzt auf der Bühne in seinem Instrumentenpark umher: Dabei loopt er nicht nur seinen Gesang, sondern auch Passagen ab Klavier, Kontrabass, Schlagzeug oder Percussion – bis ein dichter Sound entsteht und sich Collier als One-Man-Band entfalten kann.

Während er mit Stevie Wonders «Don't You Worry 'Bout A Thing» die Schnittstelle zwischen Soul und Funk erkundet, fokussiert er bei seiner Version von Burt Bacharachs «Close To You» auf verschlepptes Bassspiel, gebrochene Beats und Sphärisches vom Synthesizer.

## Jedem Geistesblitz verfallen

Das ist beeindruckend, doch des Guten öfters zu viel. Statt seine Einfälle auszukosten, jagt Collier lieber seinem nächsten Geistesblitz nach und flicht diesen ins Geschehen ein. Was zur Folge hat, dass seine Songs zum Ausseren neigen.

Aufgewachsen ist der 22-Jährige in London. Obschon er aus einer Musikerfamilie stammt, bezeichnet er sich als Autodidakt, der keine formale Musik-

ausbildung genossen hat. 2011 begann er damit, seine zu Hause aufgezeichneten Stücke auf YouTube hochzuladen. Wodurch er das Interesse von Produzenten-Legende Quincy Jones weckte, eine Einladung ans Montreux Jazz Festival erhielt und seither als Wunderkind gehypt wird.

## Alles Pulver verschleudert

Im pittoresken Lörracher Rosenfeldpark will der Künstler nicht zuletzt vorführen, wie gut er sich mit der Musikgeschichte auskennt. Collier vermengt barockes Gesang mit den Stilrichtungen Jazz, Pop und Soul.

Er falsettiert, croont und scattet, was das Zeug hält und lässt seinem Hang zum Pomp freien Lauf. So auch in seiner Eigenkomposition «In The Real Early Morning», bei der er am Flügel brülliert, nur um sich zusehends im Präzisions zu verlieren.

Gemäss Collier handelt es sich beim Stimmen-Konzert um das letzte einer zweimonatigen Tour. Ermüdungsercheinungen lassen sich keine feststellen, im Gegenteil: Er zeigt sich hyperaktiv, feuert das Publikum an und wechselt mitten im Song die Melodie oder verlangsamt kurzerhand und radikal das Tempo.

Nicht, weil das erforderlich wäre, sondern weil ihn die Neugier dazu treibt. Das gut neunzigminütige Set kommt einem Feuerwerk gleich, das sein Pulver geradezu verschleudert. Jacob Collier besitzt zwar jede Menge Talent, doch seine mannigfaltigen Fähigkeiten vermag er erst selten zu kanalisieren.